
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 166. Bydgoszcz / Bromberg, 24. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Robert Heller verließ die Säge, mit dem Bewußtsein, daß er heute die Gedanken seines Freundes, die sich festgelaufen hatten, wieder in die rechte Bahn geleitet habe . . .

Bruno litt es nicht mehr länger in der Säge, er überhörte die Bitten der alten Karlin, trotzte Wetter und Sturm und brach auf, um den Erlenberg zu besteigen. Auf dem Weg stand noch das Wasser vom letzten Regen und rauschend schoß das wilde Wasser des angeschwollenen Steinbachs durch das enge Felsbett.

Als das „Wilde Männle" sichtbar wurde, erinnerte sich Bruno des Geyer-Franz und beneidete den Sonderling um sein freies Leben; niemand redete ihm etwas ein, und die Gefühle und Regungen, die so leicht die menschlichen Herzen brechen, blieben ihm alle fremd. Wie gern hätte er heute mit dem Sonderling getauscht; es mußte doch etwas Wunderbares sein, allein in der Hochhütte zu hausen, dem Treiben des Wildes zuzusehen und hinter dem wärmenden Ofen den neuen Frühling abzuwarten.

Als er höher kam und die Wälder den Blick in die Berge freigaben, blieb er überrascht stehen: die Zinnen und Spitzen flimmerten und glitzerten in der Sonne; über Nacht hatte also der Winter dort oben seinen Einzug gehalten.

Still und verlassen stand die Erlenberghütte auf der Höhe. An der Windseite waren die Laden geschlossen und vom niedrigen Kamin blies der Sturm den Rauch. Vor der Hütte wankte eine hohe, leere Stange, an der vor wenigen Wochen noch eine lustige Fahne geflattert hatte . . .

Zögernd öffnete Bruno die Tür und trat ein. Dicker Tabaksqualm und volles Männerlachen schlugen ihm entgegen: die Holzhacker vom nahen Waldschlag hielten eben ihre Mittagspause. Kräftige, gesunde Kerle saßen um den Tisch, über dem geröteten Gesicht den grünen, regenverblichenen Holzhackerhut und um die frischen Lippen den zähen, aufgeschweiften Holzhackerschnurrbart . . .

Kaum war Bruno eingetreten, verstummte das Lachen, und alle Augenpaare forschten in seinem Gesicht. Deutlich gaben alle zu verstehen, daß auch über ihn schon viel gesprochen wurde.

Und dieses plötzliche Verstummen raubte Bruno noch den letzten Rest seiner Sicherheit; reglos blieb er an der Tür stehen, er wußte im Augenblick nicht, sollte er bleiben oder sofort wieder hinausgehen.

Da kam ihm Richard zu Hilfe, der jetzt aus einer Ecke auf ihn zutrat: „Dös ist aber schön, daß du dich auch wieder amal bei uns sehen läßt!" sagte er und reichte ihm kameradschaftlich die Hand.

Gedankenlos ergriff Bruno die dargebotene Rechte. „Wo ist Luzie?"

„Die kann jeden Augenblick kommen", sagte Richard und warf einen Blick nach der Uhr. „Eigentlich sollt sie schon lang da sein."

„Wo ist sie?" beharrte Bruno auf seiner Frage.

„Zum Schönbuch-Senn ist sie 'nüber und bringt dem seine Wäsch", antwortete Richard, etwas verwundert über das seltsame Benehmen des Burschen.

„Komm!" sagte Bruno plötzlich und verließ rasch die Stube, um den forschenden Blicken der Holzhacker zu entgehen.

Richard folgte ihm und schloß die Tür hinter sich. „Was gibts denn?"

Du weißt, was bei uns vorg'fallen ist, Richard . . . I muß heut mit Luzie etwas besprechen — — — Dei Schwester hat a Herz, Richard, a goldenes Herz! Und der Mann, für den dös Herz schlägt, der kanns mi. 'm Leben aufnehmen, wenns auch widerwärtig ist! — — I bin jetzt am Ende, Richard . . . Der Falkenhof ist hin, und i hab den Glauben an bessere Zeiten verloren; es gibt kei Glück mehr für mich, und jeder, der's mit mir z'tun hat, der hat's mit 'm Unglück z'tun! — — I sag dir dös frei raus, weil Luzie dei Schwester ist! — — Wenn du mich jetzt heimschickst, kann i dir nit bös sein . . . Bald wird mir auch die Säge nimmer g'hören, Richard . . . heimatlos bin i dann, a Bettler! — — Noch ist's Zeit, daß mich heimschickst . . . !"

Gebrochen hatte er diese Worte hervorgestoßen und Richard hatte mit wechselndem Staunen zugehört. Freilich hatte er schon lange geahnt, daß aus der Freundschaft der beiden bereits Liebe geworden war; die Blicke Luzies, die sie täglich hundertemal auf den kleinen Weg, der aus dem Jungforst führte, geworfen hatte, waren ihm nicht entgangen. Aber was wollte der Bursche mit seiner verzweifelten Selbstanklage? Er zweifelte an seinem Glück, hatte den Glauben an seine Tatkraft verloren und fürchtete nun, er könnte ein Mädchen unglücklich machen, das ihm Gehör schenkte . .

Plötzlich hob er den Arm und deutete auf den nahen Wald hinüber: „Gewöhnlich geht sie übers Beerenmoos, wenn du ihr entgegengehen willst, da kannst sie nit verfehlen!" — — Dann ergriff er bewegt seine Hand. „Kopf hoch, Bruderherz!"

Bruno erwiderte dankbar den Händedruck und lief querfeldein, dem Wald zu . . .

Ungefähr eine halbe Gehstunde von der Erlenberghütte lag ein schöner, freier Platz, von hohen Wäldern umsäumt und von dichten Heidelbeersträuchern überzogen: das sogenannte „Beerenmoos". Aus der Mitte dieses Platzes ragte ein hohes Holzkreuz, das vor vielen Jahren eine fromme Hand gezimmert und hier aufgestellt hatte. Vor dem Kreuz befand sich ein einfacher Betschemel, auf dem sich schon so mancher leidbeschwerte Mensch niedergelassen hatte.

Diesem Kreuz näherte sich jetzt Bruno; hier führte der kleine Weg zur Schönbuch-Alm vorbei, auf dem Luzie zurückkommen sollte.

Plötzlich blieb der Bursche mit einem Ruck stehen, und seine Augen starrten hinüber zu dem Kreuz: auf dem Schemel kniete ein andächtig betendes Mädchen, reglos und leblos, nur wenn ein Windstoß über die Höhe fuhr, erzitterte das braune Haar und flatterte das warme Tuch, das sich um den Hals des Mädchens schlang und auf dem Rücken in einem Spitz auslief . . .

Bruno nahm den Hut vom Kopf; er vermeinte, in einer Kirche zu stehen. Und aus seinen weitgeöffneten Augen drangen ein paar dicke Tränen hervor: das betende Mädchen war Luzie! Seine Luzie! — — —

So mochte eine Viertelstunde vergangen sein . . .

Endlich bekreuzigte sich Luzie, erhob sich und wollte ihren Weg fortsetzen. Plötzlich gewahrte sie Bruno und blieb leicht erschreckend stehen.

Er näherte sich ihr langsam und mit großer Achtung. „Du hast 'betet, Luzie? — — Für wen?"

Über ihr Gesicht flog ein verschämtes Rot. „Für einen Burschen, dem das Leben gar so bös mitspielt . . ."

„Luzie . . . ! Du hast . . .,"

„Was kann i sonst für dich tun?"

Um seinen Mund zuckte der Schmerz . . . „I hab nach dir g'sucht . . . und Richard hat mir g'sagt, wo i dich finden kann; i hab so viel mit dir zu besprechen. — Und jetzt weiß i nit, wie i anfangen soll!"

Schweigend gingen sie ein Stück nebeneinander her. Im Herzen des Mädchens stieg ein bescheidenes Glücksgefühl auf: endlich hatte er auch einmal aus der Sorge heraus den Weg zu ihr gefunden . . . . „I weiß, was dich drückt, Bruno! Es ist schwer zum Tragen, aber der Falken=Brun wird's tragen!"

„Der Falken=Bruno!" wiederholte er bitter. „Den Falken darfst jetzt weglassen, Luzie! So hab i amal g'heißen!"

„Und heißt noch so! Jetzt erst recht! — — Oder soll der Fallmüller so heißen?"

„Der Fallmüller hat nix mehr damit z'tun, Luzie! D' Wally ist heut Herrin des Falkenhofs!"

Das Mädchen sah überrascht auf, aber er merkte es nicht: seine Gedanken, die sich wieder einmal überstürzen wollten, machten ihm sehr viel zu schaffen.

Bruno ergriff plötzlich ihre Hand. „Luzie! Sag mir um Gottes willen, was i mit dem unseligen Schwur anfangen soll!"

Sie waren stehen geblieben. Stoßweise trieb der Wind über den Weg und verfing sich rauschend im Geäst einer einsamen Wettertanne.

Luzie hielt den Kopf gesenkt. Wer mochte ahnen, was in diesen kurzen Augenblicken in ihrem Innern vor sich ging? — — — Plötzlich sah sie fest zu ihm auf: „Einlösen mußt du ihn!"

„I kann ja nimmer!"

„Warum nimmer?"

„Weils z'spät ist!"

Sie schüttelte den Kopf. „Es geht schon noch, Bruno, vielleicht auf a andere Art, wie du am Anfang g'meint hast. Aber es geht!"

Er sah sie zweifelnd an: sie sprach in letzter Zeit immer in Rätseln zu ihm . . . Seine Gedanken machten einen langen Weg zurück, zurück in jene glücklichen Tage, wo er noch so wenig von Sorge wußte. Und diese Gedanken brachte er in Worte: „Luzie, weißt du's noch — es ist jetzt schon lange her — wie wir mitnander auf den Skiern aufs Hohe Licht steigen wollten, wie uns aber dann der Föhn vertrieben und seine Lawinen hinter uns herg'schickt hat? — Damals hat mich der Tod nit g'schreckt, wie a altersschwacher Mann ist er mir vor'kommen, der a paar junge flinke Menschen einfangen will! — — Und auf dem Weg hab i a goldenes Herz g'funden, dös es wert g'wesen wär, daß man dafür gestorben wär! Und dös goldene Herz ist immer um mich g'wesen und hat mich g'halten, wenn mein eigenes hat aufhören mit Schlagen! — — Luzie! — — Weißt du, was i heut von dir wollt? Dein goldenes Herz! I hab nix mehr: der Falkenhof ist hin und auch die Säge wird mir bald nimmer g'hören; der Falken=Bruno ist bald a Bettler! Aber i fürcht mich nit vor dem Leben, wenn i mei' alte Kraft wieder find! Aber dazu brauch i dein Herz, dein goldenes Herz!"

Luzie hatte ihm mit gesenktem Haupt zugehört. Dieses Geständnis seiner Liebe zu ihr machte ihr das Opfer, das der Himmel von ihr verlangte, noch unendlich schwerer. Mächtig stieg der Wunsch in ihr auf, mit ihm irgendwo ein neues Leben zu beginnen, und wollte ihre guten, vernünftigen Gedanken überschreien. Was will denn der Mensch mehr als glücklich sein! — — Aber gibt es denn ein Glück ohne Ruhe. Gibt es eine Ruhe ohne ein gutes Gewissen? — — —

„Bruno!" sagte sie plötzlich und nahm ihn fest unter die Augen. „Dös goldene Herz sollst du behalten, komme auch, was will, es wird alleweil für dich schlagen! — — Aber du hast a schwere Aufgabe zu erfülleu: den Falkenhof mußt du den Falken wieder geben! — — Schau, der Schwur wird dich nie in Ruhe lassen, du mußt ihn einlösen, und du kannst ihn einlösen, weil dös Mädchen, dös die Herrin im Falkenhof ist, dich — — — liebt!"

„Luzie!" schrie er gequält auf.

„Es muß sein, Bruno, glaub mir!"

„Du verlangst dös von mir? Du?"

„Bloß für dich und deinen toten Vater!"

Sein Kopf senkte sich tief auf die Brust herab, und seine Augen lagen starr auf dem dürren, verblichenen Berggras . . . „Dann . . . dann wär dös für uns heut . . . der Abschied!" sagte er tonlos, ohne aufzusehen.

Das Mädchen hielt mit Gewalt die Tränen zurück und die Augen schimmerten schwarz aus dem bleichen, zuckenden Gesicht.

Bruno sah plötzlich auf. „Glaubst du, daß einem die Heimat wieder gibt, was sie einem nimmt,"

„Ja! — — Und wenn sie's uns erst gibt, wenn wir vergessen haben!"

„Vergessen? — — Dös kann man nit vergessen, Luzie!"

„Wart ab, Bruno! Es kommt amal a Zeit, wo du einem kleinen, rotbäckigen Buben über die Höhen des Falkenhofs wanderst, wo a kleiner Bub auf den freien Fluren spielt und lacht! — — Ist dös kein Glück? — — Und wenn du glücklich bist, dann bin ich's auch!"

Da nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und sah ihr erschüttert in die Augen. „Gib mir dein Herz mit, Luzie . . . dann will i's versuchen!"

„Du hast es und dir g'hört es, Bruno!"

Ehe sie ihm wehren konnte, küßte er sie das erste= und einzigemal auf den Mund.

Dann ging er. — — Ohne sich noch einmal umzusehen, sprang er über eine grubenartige Bodensenkung und verschwand hinter dem Rücken des Berges.

Und das war gut so; denn sonst hätte er sehen müssen, wie dem treuen Mädchen, das er eben verlassen hatte, die bitteren, herben Tränen der Entsagung über das zuckende Gesicht liefen . . .

Auch ein Schwur.

Für einen Sonderling, der schon ein halbes Menschenalter lang nur mit dem Bergwild und den eigenen Haustieren Gesellschaft pflegte, war der Weg zu den Menschen schwer zu finden. Und doch wollte es anfänglich scheinen, als ob sich der Geyer=Franz auf diesem schwierigen Weg befände; denn seit Bruno bei ihm gewesen war, schaute er freundlicher und menschlicher in die Welt, auch scheute er sich nicht mehr, einem Menschen zu begegnen. Einige Male war er schon an der Erlenberghütte und wartete geduldig, bis ihm Luzie in den Weg trat, und ganz gegen seine Gewohnheit tauschte er mit dem Mädchen einige kurze Worte, und wenn es nur ein freundlicher Gruß war. — —

Plötzlich aber blieb er wieder aus, und vergebens suchte Luzie nach ihm; sie hatte Mitleid mit dem armen Menschen, der sich anscheinend wieder in die Einsamkeit zurückgeflüchtet hatte. Freilich, Bruno hatte keine Zeit mehr, sich um ihn zu kümmern, und so mußte er wieder dorthin zurückfallen, wo er ehedem gelegen hatte wie ein aus der Hand entfallener Stein . . .

So glaubte Luzie, in Wirklichkeit aber verhielt es sich ganz anders mit dem Geyer=Franz. Richtig war nur, daß er sich wieder von aller Außenwelt abriegelte und daß seine Augen wieder so wild flackerten wie zuvor, vielleicht noch etwas wilder und böser.

Und das war so gekommen: an einem sonnigen Herbstmorgen stiegen zwei Männer gegen den Erlenberg an, hinauf in die weitausgedehnten Gemeindewälder. Den einen der beiden Männer kennen wir bereits, den Jäger=Barthl, mit seinem stoppligen Kinnbart, seinem wackelnden Kropf und mit der treuen Holzpfeife zwischen den beizbraunen Zähnen.

Sein Begleiter dagegen war aus einem andern Holz geschnitzt und bildete einen schroffen Gegensatz zu dem gemütvollen, ursprünglichen Gebirgstyp des Jägers: vor den klugen Augen saß eine große Brille, und der Schnitt seines Sportanzugs paßte besser in den Salon der Städter, als zu den pechschwarzen fettglänzenden Lederhosen der Gebirgler. Sein Gang war vornehm und stolz, wie der eines Menschen, der gewohnt ist zu befehlen. Um die Schulter trug er an einem schmalen Riemen ein Fernglas, in der Hand einen grünen Jägerhut, und die angegrauten Haare zeigten Sorgfalt und Pflege, und nicht zuletzt ließ die dienstbeflissene Art, mit welcher der Jäger=Barthl ihm begegnete, darauf schließen, daß er allerhand zu sagen hatte. Und so war es auch: der Fremde war der reiche Fabrikbesitzer Birkmann aus Stuttgart, der schon seit nahezu dreißig Jahren die Jagd der gemeindlichen Wälder von Hochwies und Umgebung in Pacht hatte und war somit der Brot-

geber unseres Barthl. Nur einmal im Jahr, im Spätherbst, kam er nach Hochwies, hielt die alljährliche Treibjagd ab und traf die Vorkehrungen für die winterliche Wildfütterung.

Den ersten Tag benutzte er gewöhnlich dazu, sein Jagdrevier unter Führung des Jäger-Barthls abzugehen, und erst dann ergingen die Einladungen an die Gäste, Jäger und Treiber zur großen Hirschjagd.

So war auch der heutige Gang mehr ein solcher Streifzug. Ein zottiger Dackel lief kreuz und quer, beharrlich die Nase auf dem Boden, vor ihnen her.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ankündigung.

Skizze von **Angela v. Britzen.**

Michael Kortius war, als er durch die Bahnsperre ging und auf den freien Platz hinaustrat, durch nichts von seinen Mitreisenden zu unterscheiden, die auch diese Stadt zum ersten Mal als Ziel genommen hatten. Er war hier fremd, wie sie, durch nichts zu dieser Stadt bezogen, als durch irgendein unpersönliches Gewerbe oder ein Geschäft, das nüchtern auf einem Papier ausgerechnet war.

Dennoch stand er plötzlich auf diesem fremden Bahnhofsplatz, als sei ihm eine Begegnung widerfahren. Nun wohl, Michael Kortius war hierhergekommen, sich um eine Stellung zu bewerben. Er nahm es also, nach dem ersten, stummen Erschrecken, als ein Signal seiner angespannten Erwartung und der gewichtigen, ihm hier vorbehaltenen Entscheidungen.

Aber als er nun ausschritt, überfiel es ihn wieder wie eine Erinnerung, und es schien ihm, durch den Schleier halber Betäubung, der seine Wachsamkeit überfallen hatte, als erkenne er überall Vertrautes wieder. Ohne Zögern bog er vom Bahnhofsplatz rechts ab und sah, wie in einer Bestätigung, am Schild das Wort „Bärensprungstraße" stehen, das er erwartet hatte. Nun mußte sogleich zur Linken hinter einem hohen Rotdornbusch ein alter Brunnen auftauchen, und Michael Kortius war in keiner Weise überrascht, als er kurz danach tatsächlich davor stand und die beiden Brunnenfiguren zottige kleine Bärenkinder, wie alte Bekannte grüßte.

Es mußte wohl eine besondere Bewandtnis mit dieser Stadt haben! Und je nachgiebiger Michael Kortius sich dem seltsamen Beschluß überließ, der sich an ihm hier zu bestätigen suchte, um so deutlicher sah er Bilder vor sich, die er nun für sein äußeres Auge würde zu gewärtigen haben.

Tatsächlich befand Michael sich bald in der kleinen Konditorei, die drei runde Tischchen vor die großen Fenster auf die Straße gestellt und eine breite Markise über dieses Plätzchen gespannt hatte. Selbst der Kellner, der dem eigentümlich verträumten Gast das Gewünschte brachte, schien sein Gesicht einem längst bekannten Bezug entliehen zu haben.

Es war vollkommen windstill. Die Luft stand gleichsam reglos und abwartend in den Straßen zwischen den Häusern. Da überkam es Michael, als könne er den Spuk überlisten und nüchtern auf seinen Ursprung zurückverweisen. Denn in dem Lande seiner Einbildung hätte jetzt eine seltsame, schwarzgekleidete Figur um die nächste Hausecke biegen müssen, ein Pater oder Bakkalaureus, mit langen Rockschößen und einem altertümlichen, hohen Hut auf dem Kopf. Aber eben diese Figur sah er im Geist windverzaust, die Hand ängstlich am fluchtbereiten Hut, die langen Rockschöße waagerecht vor ihm hergeblasen! Dieses Bild war undenkbar in den windlosen Straßen, und Michael schien es, als weiche der Alp von ihm.

Er blickte auf die Uhr. Es war noch über eine Stunde bis zu der vereinbarten Zeit, da er sich in einem fremden Bureau mit seinen Fähigkeiten und jungen Hoffnungen vorzustellen hatte. Und während er den Möglichkeiten dieser neuen Stellung angestrengt nachgrübelte, spürte er, daß er in seinen Gedanken angstvoll einer Vorstellung auswich, die sich immer näher ihm zudrängte. Es war die eines Mädchens. Aber er vermochte kaum zu sehen, wie dieses Mädchen gestaltet sein würde, er nahm keine Farben oder äußeren Zeichen wahr, sondern er spürte eine Schicht von Wesenhaftigkeit, die um sie war und ihn bedrohte.

Michael saß reglos und fühlte sich preisgegeben. Es geschah ohne Gnade etwas mit ihm, ohne daß er hätte handeln oder sich wehren können. Die Sonne hatte sich von der Straße zurückgezogen und in den Blättern der breiten Kastanien hinter ihm begann es zu wispern. Michael hob den Kopf. Da schritt ein Mädchen an ihm vorüber. Das Mädchen. Er sah es nicht in seiner Bestürzung, ob es schön sei und zierlich, ob blonde Locken oder braune Flechten es krönten. Er spürte nur, als es dicht an ihm vorüberschritt, die enge Beziehung seines Lebens zu diesem fremden und doch so bekannten Menschen.

Als nun ein plötzlich aufgebrochener Gewitterwind über die Dächer stürzte und an der nächsten Hausecke einen altmodisch gekleidete Sonderling mit wehenden Rockschößen vor sich herfegte, konnte Michael Kortius die Einsamkeit mit den merkwürdigen Ankündigungen seines Schicksals nicht mehr ertragen. Er sprang auf und eilte zu dem Bureau, in dem darüber entschieden werden sollte, ob diese Stadt seine Zukunft sein würde oder ob einzig der Hauch oft verdeckter und noch nicht ausgelöschter Vergangenheiten sich hier plötzlich seinem Gefühl aufgetan hatte.

Als der Abend über die Stadt fiel, in der die Dächer und Gartenzäune noch von dem erlittenen Gewitterregen glänzten, saß Michael Kortius wieder in einem Eisenbahnabteil. Man hatte ihm einen ablehnenden Bescheid zuteil werden lassen. Er verließ nun diese Stadt; es konnte für Michael Kortius keine Aussicht geben, je wieder hierher verschlagen zu werden.

Dennoch stand er wie ein Beschenkter an dem Fenster, als der Zug stöhnend anfuhr. Er glaubte durchaus unvernünftig und zuverlässig an eine geheime Sinngebung dessen, was ihm hier widerfahren war. Und in ihm stand das Gefühl aufgerichtet, das er einem Menschen hegte, groß und gebieterisch; ein Gefühl für ein fremdes Mädchen, das vorüberging. Er wußte, daß es ein Ausweichen nun nicht mehr geben würde und ein neues Begegnen ihm aufgehoben sei, übermorgen oder in geläuterten Zeiten. So verließ er aufgerichtet und mit einem festen Glauben diese Stadt, in der eben jetzt ein fremder Angestellter in einem Bureau den Auftrag erhielt, einen Brief zu schreiben, der Michael Kortius für den Beginn des nächsten Monats zurückrief für eine neue, ihm übertragene Aufgabe.

Schöner Tanzabend.

Erzählung von **Bernhard Schulz.**

Wenn es Sonntag geworden ist und die Leute in den Gärten spazieren, um zu sehen, wie hoch die Kartoffeln herausgekommen sind, geht Hansjupp mit Hanne zum Tanzen.

Im Dorf wissen sie, daß diese beiden zusammengehören. Des Mittags gehen sie miteinander in den Steinbruch, um den Männern das Essen zu bringen. Manchmal, wenn die Sonne hell scheint und der Specht hämmert in den Apfelbäumen auf der Wiese, durch die sie hindurchgehen müssen, kommt es mächtig über Hansjupp, und er muß dann nach Hannes Hand tasten. Sie sind ganz still. Sie sehen beide geradeaus, dem Tannenwald entgegen, der sich vor ihnen auftut. Es ist, als dürften sie mit keinem Wort, ja, mit keinem Gedanken an das rühren, was mit ihnen geschieht. Sie haben ihre Hände fest ineinandergeschlungen, und sie lassen sie auch nicht los, wenn plötzlich ein Eichelhäher schreiend aus dem Apfelbaum hochfährt . . .

Aber beim Tanzen kann er Hanne fest an sich drücken. Er spürt, wie sich ihre Hand in seine drängt und wie der Körper des Mädchens ihm nahe ist. Er möchte irgend etwas tun, schreien vor Wonne oder einen Menschen aus einer Todesgefahr retten oder durch eine Heldentat berühmt werden.

Es macht ihnen Freude, so auf dem glatten Boden herumzuwalzen und zu schwenken und sich manchmal verteufelt schnell im Kreise zu drehen, auf einer Stelle, wie ein Wirbelwind, so daß Hanne vor Angst und Lust aufkreischt und sich ihre Hand fest um seinen Hals legt, damit sie nicht weggeschleudert wird. Sie lassen keinen Tanz aus, sie sind immer die ersten wieder auf der Tanzfläche, und wenn ein anderer kommt, um Hanne aufzufordern, dann lächelt sie jedesmal, sie sei leider schon versprochen, obgleich sie mit Hansjupp nichts derartiges ausgemacht hat, — sie legt ihre Hand auf die Schulter ihres Liebsten, und nun tanzen sie.

Der Tanzboden liegt im Freien. Die jungen Burschen und Mädchen, die zum Tanzen gekommen sind, sitzen hinter dicken Heckensträuchern, so daß sie von der Straße aus nicht gesehen werden können. Aber eine köstliche weiche Luft streicht aus den Gärten zu ihnen hin.

Die Musiker sitzen auf Gartenstühlen vor der Tanzfläche und blasen und trommeln, daß die weißen Kirschblütenblätter wie aufgeregte Mückenschwärme umherwirbeln. Am Nachmittag kringelt die Sonne durch die Sträucher und wirft auf

alles einen hellen guten Schein, aber am Abend haben sie die Sonne nicht mehr nötig. Der Wirt hat selber eine Sonne. Eine kleine rote Sonne zum Hausgebrauch. Sie hängt an einer Leine mitten über dem Tanzboden und schwankt gemächlich hin und her. Sie taucht die Gesichter und die bloßen Arme der Mädchen in ein zauberhaft rotes Leuchten. Das lacht und kichert, das bettelt und gewährt, das schlurft und scheuert unter der kleinen roten Sonne dahin, als sei dies ganz gewiß das Paradies, und die anderen Leute, die im Bett sind, wären vorübergegangen, ohne es zu finden . . .

Sie sind uneingeschränkt glücklich und haben so sehr den Alltag hinter sich gelassen, die Steine und das Vieh, den Pflug und die ärmliche Stube, darin sie wohnen, daß ihnen kein Los dieser Erde beseligender dünkt denn das ihrige.

Hansjupp und Hanne schmiegen sich froh in den abendlichen Frieden, der sie umfängt und sättigt. So müßte man bis in alle Ewigkeit hinein tanzen und verliebt flüstern, horchen, schauen und hoffen dürfen. Hoffen — auf was?

Als die Kirchturmuhr einen hellen Schlag in die Nacht hinaussendet, der wie ein dicker Punkt hinter einem wunderschönen Satz ist, muß Hanne gehen. Die kleine rote Sonne guckt ganz verwundert: — Aus? Ja, es ist vorbei für heute Zufrieden schaukelt die kleine rote Sonne noch ein Weilchen über der leeren Tanzfläche, bis der Wirt sie ausknipst und nichts mehr ist als das leise, duftschwere Wehen des Windes.

Nun, dieser Abend liegt hinter ihnen, schon überkommt sie ein wenig Furcht vor dem Alltag, vor der grauen Eintönigkeit der Woche. Dorfpflaster schiebt sich unter ihre Füße. Ein Schuhnagel hüpft klirrend dahin. Es ist so still, daß man die Uhren in den Häusern ticken hört.

„Es ist schön jetzt“, sagt Hanne, „ich bin noch nie so lange auf gewesen. Ich habe gar nicht gewußt, wie still und einsam es in der Nacht sein kann . . . und so warm. Hoffentlich störe ich die Mutter nicht, wenn ich ins Haus gehe. Unsere Treppe knarrt so furchtbar. Die Mutter liegt oft die ganze Nacht wach, wenn ihre Kinder nicht zu Hause sind und sie nicht weiß, wo sie hingegangen sind. Mein Vater sagt immer, man kann besser auf einen Bienenschwarm als auf ein junges Mädchen aufpassen.“ — „So“, meint Hansjupp, „dein Vater hat das gesagt.“

Hanne seufzt. Sie schämen sich jetzt zu sehr, als daß sie sich an den Händen hielten, wie sie es am Mittag unter den Obstbäumen tun. Sie gehen steif und schweigsam nebeneiander hin, und sogar das Maß ihrer Schritte ist nicht mehr gleichmäßig. Es unterscheidet sich voneinander. Hansjupp geht mit langausholenden Schritten dahin, durchaus lässig, als sei ihm nichts daran gelegen, daß er nun mit Hanne allein ist, mitten in der Nacht. Und Hanne scheint mit trippelnden Schrittchen eifrigst bestrebt, ins Bett zu kommen. Vielleicht hätte sie das mit dem Bienenschwarm nicht sagen dürfen.

Und dann sind sie da. Sie gehen hinten durch den Garten auf das Haus zu. „Sind die Erbsen aber schön herausgekommen bei euch“, flüstert Hansjupp und geht ungemein vorsichtig zwischen den Beeten einher, damit nur ja keiner seine Schritte hört. „Ja, unser Vater hat so viel Freude daran“, erwidert Hanne leise.

Da wird es ihnen plötzlich bewußt, daß sie soeben flüstern mußten, daß sie eine Heimlichkeit vor den Schlafenden haben, daß sie beide allein und wach sind, Hansjupp und Hanne, mitten in der Nacht, und daß dies nicht so ist wie am Tage. Sie spüren plötzlich, wie sie vor etwas Unbekanntem ängstlich sind. Sie wissen wohl, was es ist, doch sie haben es nie so stark, so innig gefühlt wie jetzt. Und eigentlich ist es gar nicht so sehr die Angst, die sie sich voneinander abwenden läßt . . .

Aber sie haben sich nun lange genug mit Widerstand gepanzert, eine erheuchelte Gleichgültigkeit wie einen Schild vor sich hergetragen. Als sie sich schon gute Nacht gesagt haben, Hansjupp beim Abschied des Mädchens Hand wohl ein Weilchen länger als bisher in seinen breiten Händen gehalten hat und fast schon alles vorbei scheint, flammt es in beiden lichterloh auf. Hansjupp zieht Hanne an sich, und Hanne legt ihre Arme um seinen Hals

Wir können hier nicht stehen bleiben, denkt Hanne, man kann uns ja von der Straße aus sehen. Komm! Sie läßt nun die Hand nicht mehr los, sie führt Hansjupp seitwärts in eine Laube, die von Schneeballgesträuch umwachsen ist. Dort sinken sie auf eine Bank nieder und küssen sich.

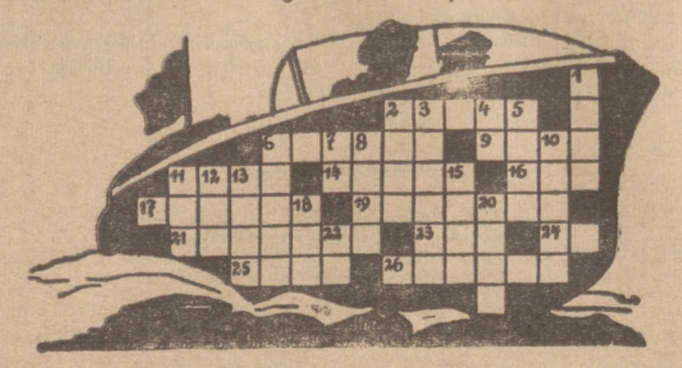
Es geschieht zum ersten Mal, daß sich ihre Lippen berühren. Sie haben an den Tagen vor diesem Tanzabend oft daran gedacht, wann es wohl sein würde.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 2. Südamerikan. Gebirge. — 6. Nordwestamerikan. Halbinsel. — 9. Hohlkörper. — 11. Junges Schaf. — 14. Jetzige Beschäftigung des Lesers. — 16. Titel. — 17. Gangart des Pferdes. — 19. Persische Provinz. — 21. Reisezettel für viele. — 23. Straußart (Australien). — 24. Chemisches Zeichen für Natrium. — 25. Altes Längenmaß. — 26. Anfangsstadium mancher Pflanzenteile.

Senkrecht: 1. Gesichtshaare. — 2. Urkunde. — 3. Hausfrauliche Tätigkeit. — 4. Persönliches Fürwort. — 5. Weibl. Vorname. — 6. Hängelampe. — 7. Flächenmaß. — 8. Zeichen der Bölle. — 10. Weiblicher Vorname. — 11. Gärmittel. — 12. Neuitalienische Stadt. — 13. Zeiterscheinung. — 15. Lat.: „niemand“. — 18. Drehpunkt. — 20. Feuerungsrückstand. — 22. Italienische Tonsilbe.

*

Spruchdichter-Rätsel.

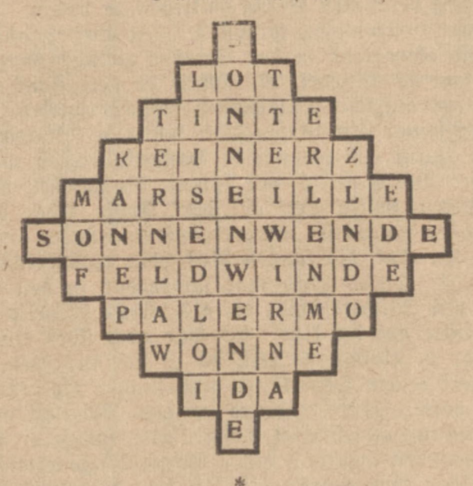
Von den Namen der hier angeführten deutschen Spruchdichter ist je ein Buchstabe zu entnehmen. Die zusammengereihten Buchstaben ergeben bei richtiger Wahl den Namen einer deutschen Spruchdichterin.

Frankl, Bromber, Geibel, Fulda, Haug, Presber, Rückert, Goethe, Logau, Bodenstedt, Wantalowicz.

—

Auflösung der Rätsel aus Nr. 160

Diamant-Rätsel:



*

Spruch-Mosaik:

Schönheit ist eine Wunderblüte;
Als Wunderfrucht gilt Herzensgüte.
(Otto Bromber.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.